











## Die Angorakake.

Eine Erinnerung.

„Aber laßt mich doch zufrieden und quält nicht nicht! Was ſoll ich Euch berichten? Seid froh, daß der Krieg längſt vorüber iſt! Verlangt von mir die Schilderung einer auf dem Anſtande verbrachten Nacht im Walde oder eine Beſchreibung meiner Gefühle beim Erlegen des erſten Spießers, aber laßt mich mit Kriegsgeschichten aus. Ich habe nichts erlebt!“

Auf dieſe Rede des Hauptmanns v. R. erfolgte ein allgemeines Halloh der geſamten Geſellſchaft, die ſich an einem Ende der langen Tafel zuſammengefunden hatte und jezt, nach Beendigung des Feſtmahls zur Erinnerung an die Schlacht von St. Privat, bei einem Glaſe guten Bieres Erlebnisse und Abenteuer austauſchte.

„Du nichts erlebt?“ rief Major v. F., „alter Freund, das iſt nun mindereſten ebenſo erlogen, wie alle Geſchichten, die Du über das edle Waidwerk bereits zum Beſten gegeben haſt. Sei kein Froch! Jugend etwas wird Dir ſchon begnet ſein, und iſt es noch ſo wenig, Deine Phantaſie wird ſchon das nöthige Kleid herumlegen, ſo daß es ſchließlich hüblich anſehnlich und aufgekauft einher ſpaziert. Alſo vorwärts, nicht gezerrt!“

„Der Major hat Recht, erzählen, erzählen! Wir verſichern, daß wir kein Wort glauben wollen!“ ſo rief es durcheinander.

Hauptmann v. R., eine lange, hagere Erſcheinung, hatte beide Ellenbogen breit auf den Tiſch gelegt und das ſpize Kinn ſeines ſchmalen, gerötheten Geſichts auf die übereinander geballten Fäuſte geſtüzt, und mit den etwas hervorspringenden Backennoſen, der gewaltigen Kinnnaſe, unter der ſich ein borſtiger Schnauzbart widerwillig in die Höhe ſträubte, dem kurzgeſchorenen Haupthaar, hochgebogenen Augenbrauen und abſtehenden Ohren glich er überrachend dem Abbilde des ſcharſinnigen Edlen von la Mancha, wie ihn uns Doré ſo treffend vor Augen führt.

Mit großer Seelenruhe, ohne ſeine Stellung zu verändern, ließ der Hauptmann den Anſturm der Uebri gen über ſich ergehen, während ſeine Augen, die ſcharf und durchdringend blicken konnten, mit einem liſigen Ausdruck von einer Seite zur anderen wanderten.

Ein freundlicher Rippenstoß, den ihm ſein Nachbar verſetzte, und deſſen Aufforderung: „Na, lange Seele, nun ſchieß doch endlich los!“ ließen ihn endlich aus ſeiner Zurückhaltung hervortreten. Er hob den Kopf und ſagte, den Schnurrbart drehend, langſam: „Ja Kinder, wenn Ihr durchaus denn wollt, meinewegen!“ Da fällt mir wirklich eine Geſchichte ein, die ganz niedlich iſt!“

Während der Pauſe, die er hierauf machte, als beſäme er ſich auf das, was er erzählen wollte, flüſterte Lieutenant v. M., ein junges Kerlchen, der bei der Kompagnie, des Hauptmanns v. R. ſtand, ſeinem Nachbar zu: „Alles, was niedlich iſt, iſt bombenmäſig erlogen!“ So leiſe dieſes geſprochen war, das ſcharfe Jägerrohr des Hauptmanns mußte es doch wohl gehört haben, jedenfalls ſlog dem jungen Offizier ein Blick zu, welcher dieſen mit Schrecken an die für den nächſten Tag anberaumte Vorinſtruktion denken ließ.

Dann begann v. R.:

„Ihr wißt, daß nach dem Falle von Straßburg die Garde-Landwehr-Division, zu welcher ich kommandirt war, mit in das Umſchließungsforps von Paris hineingezogen, und daß ihr Aufſtellung weſtlich der großen Stadt zugewieſen wurde. Wir konnten wohl damit zufrieden ſein; denn alle die Leiden, Anſtrengungen und Strapazen, die z. B. Ihr im Norden durchzumachen gehabt habt, blieben uns erſpart. Es war für uns mehr oder weniger ein luſtiger Krieg, den wir in der reizenden, maleriſchen, wohl angebauten und noch leidlich gut verproviantirten Gegend durchmachten, und wir ließen es uns wohl gefallen in den uns zur Verfügung ſtehenden Villen und Schlöſſern der Pariſer Vornehmen und Reichen in Versailles,

Fontenay, Noisy, Marly und St. Germain. Ergiebige Jagden in den kaiſerlichen Parks und Forſten wechſelten mit kleinen Vorpoſtengeſechten, Marmirungen und nächtlichen Märſchen angenehm ab, und im Quartier vertrieben wir uns die Abende durch improviſirte Aufführungen und allerlei Luſtbarkeiten, an denen der älteſte Stabsoffizier wie der jüngeſte Lieutenant ſich bereitwillig betheiligten. Von Zeit zu Zeit wurde eine Verſchiebung innerhalb der Quartiere vorgenommen und ein Wechſel der Ortſchaften angeordnet, ſo daß wir, d. h. mein Bataillon bei dem ich ſtand, ſchließlich auch nach St. Germain gelangten. Dort war es gar nett, und mit Vergnügen denke ich an die kleinen Dejeuners und Dinners im Pavillon Henri IV. und an die Promenaden auf der weltberühmten Terrasse zurück, von wo man auf das belagerte Paris blicken und den drohenden Valérieen deutlich vor ſich ſehen konnte. Doch hiervon und von den kleinen Abenteuern daſelbſt will ich heute nichts erzählen.

Ihr wißt es oder werdet es mit einem Blicke auf die Karte ſofort ſehen können, daß die Seine, nachdem ſie Paris verlaſſen hat, in vielfachen großen Windungen weſtwärts weiter fließt, als könnte ſie ſich von dem Anblicke der Metropole nicht trennen, und als ſuchte ſie denſelben ſo lange als möglich feſtzuhalten. Nun, damals wird ſie wenig Freude an dem gehabt haben, was ſie ſah!

Mit ihren Windungen umſchließt die Seine drei große Halbinſeln, die von Boulogne, von Gennevilliers und von Beſinet und trägt in ſich viele Inſeln, die in größerer Zahl nichts weiter als mit Gebüſch und Geſtrüpp bewachene Sandbänke ſind, die zeitweiſe vielleicht einem Fiſcher zum Aufenthalt dienen müſſen. Einige wenige tragen hie und da einmal ein Wohnhaus oder einen Schuppen für die dem Aderport huldgebenden Pariſer; denn für dieſen Zweck ſind die todtten Arme der Seine vorzüglich geeignet, die immer noch eine Breite von 100 Schritten und mehr haben.

Auf einer dieſer Inſeln, zwiſchen den Halbinſeln Gennevilliers und Beſinet und zwar hart öſtlich von Chaton, befand ſich eine Feldwache, die abwechſelnd von den verſchiedenen Regimentern der Division beſetzt wurde. Biſher war mein Bataillon noch nicht zu dieſem Dienſt herangekommen, man hörte überhaupt nicht viel von dieſem Poſten und dachte nicht daran. So traf mich denn eines Morgens ziemlich unerwartet und unvorbereitet der Befehl, daß ich noch am Nachmittage, es war im zweiten Drittel des Januar 1871, mit einem Zuge die beſprochene Feldwache beziehen ſollte. Im erſten Augenblicke war ich empört. Wir hatten uns ſo in friedliche Verhältnisse eingebezt, daß ich wohl hätte erwarten können, den Befehl mindedeſtens 24 Stunden vorher, wie in der Garniſon, zu empfangen. Man mußte doch ſeine Vorbereitungen treffen. Außerdem hatte keiner eine Ahnung, wie es auf dem Poſten ausſah, und auch unſer Adjutant, deſſen Rath ich ſchnell noch einholte, wußte mir weiter nichts zu ſagen, als daß es ein ſehr gefährdeter Punkt wäre, und daß ich hauptſächlich ein Ueberſchreiten des oſtwärts, nach der Halbinſel Gennevilliers zu gelegenen, todtten Armes der Seine von Seiten des Feindes verhindern ſollte. Na, das war zwar nicht viel aber immerhin doch etwas und löhnte mich allmählich mit meinem Kommando aus; denn wo uns eine Verantwortung übertragen wird, da ſtellt ſich das Intereſſe von ſelbſt ein.

Um 3 Uhr ſollte ich an Ort und Stelle ſein. So zog ich denn um 1 Uhr ab, wohl verſehen mit Allem, was mir die Kameraden an Getränken und Nahrung eingepackt hatten, nicht zu vergeſſen der guten Rathſchläge und Segenswünſche, die ein Jeder mitgab. Es war bitter kalt, als ich mit meinem Zuge am Ufer des Fluſſes entlang marſchirte, und die Silhouette des Mont Valérie, die ſich drohend zu meiner Rechten vom Winterhimmel abhob, wies mich immer mehr auf den Ernst der Lage, der ich entgegenging, hin. Indeſſen betrachtete ich mit Intereſſe Alles, was ſich mir zeigte, und beſondere Aufmerkſamkeit widmete ich dem todtten Arme der Seine, auf deſſen linkem Ufer ich einberging, und der mir an vielen Stellen die höchſt verdächtige Reiquana aufwies, vollſtändig zuzufrieren. Eiaentlich waren es

nur die ganz breiten Stellen, die sich noch eisfrei zeigten. „Na“, dachte ich, „das kann ja gut werden. Wenn das so weiter friert, dann halte Dieser und Jener den Feind ab, wenn er wirklich ernstlich über das Eis will!“

Wir passirten Vouglival und die berühmte musikalische Barrifade daselbst, und, nach drei oder vier Kilometern weiter, gelangten wir an die Stelle, wo wir mit Pontons nach der Insel übergesetzt werden sollten.“

„Wie sieht's mit dem Eise weiter oben?“ fragte ich den Unteroffizier, der das Uebersetzen leitete.

„Es friert mächtig, Herr Lieutenant,“ lautete die Antwort, „wenn wir nicht die Pontons in Bewegung hielten, würden wir nicht mehr fahren können. So mag es aber noch einige Zeit gehen.“

„Na, also hinüber, und drüben waren wir denn auch bald, am Süden der Insel, welche hier kaum 80 Schritte breit war. Sie war mit dichtem Weidengestrüpp bewachsen, durch welches ein schmaler Fußweg führte. Nach einem Marsch von vielleicht zehn Minuten verbreiterte sich die Insel. Aus dem niedrigen Gestrüpp ragten erst einzelne, dann immer mehr hohe Bäume heraus, der Weg wurde breiter, und, nach weiteren 20 Minuten, tauchte vor meinen Blicken ein von hohen Bäumen umschlossenes Häuschen auf, wo mich der Befehlshaber der Wache, die ich abzulösen hatte, empfing. Wir begrüßten uns, und ich empfing meine Instruktion. Alles in leiser Flüsterstimm, was auf meine Leute einen gewissen Eindruck machte; denn sie, die bisher sich lustig und munter unterhalten hatten, verstummten und sahen sich mit Blicken um, die mir anzeigten, daß sie den Ernst der augenblicklichen Lage begriffen hatten.

Diese selbst und die Instruktion waren einfach und klar genug.

Das Häuschen diente als Aufenthaltsort für mich und die Mannschaft. Es enthielt zwei oder drei Räume zu diesem Zwecke.

Längs des Strandes der Insel war ein ununterbrochener Patrouillengang zu unterhalten, und im Uebrigen benötigte es nur, zwei Doppelposten an der Eisenbahnbrücke, an der Nordspitze der Insel, aufzustellen. Es führte hier über die Insel und die beiden Arme der Seine, auf zwei Brücken, die Eisenbahn von Paris nach St. Germain. Die beiden eisernen Brücken waren natürlich gesprengt, und das Eisenwerk hing wie ein zerzaustes Netz bis auf den Wasserspiegel herab. Mein Führer machte mich auf Alles aufmerksam. „Hier geht unser Posten“, sagte er, „und dort auf der anderen Seite der Brücke, der feindliche; wie Sie sehen, so nahe, daß man sich mit ihm unterhalten könnte. Sie thun sich aber gegenseitig nichts, es hätte ja auch keinen Zweck. Die feindliche Feldwache liegt dicht dahinter am Eisenbahnbaum, von wo aus sie die Insel mit Feuer bestreichen kann. Sie verhält sich aber ruhig, wenn sie von uns nicht gereizt wird. Bei Tage allerdings ist eine Verbindung mit unserem Posten nur am Westufer der Insel möglich, welches tiefer liegt als die Mitte, und es ist nicht rathsam, sich zu zeigen, sonst fliegen gleich die blauen Bohnen. Gefährlich ist die Sache sonst nicht weiter.“

„So“, entgegnete ich, „wie steht es denn mit dem Eise und dem Passiren des Eises von drüben her?“

„Um“, meinte der Andere, ein junger Lieutenant, der ein wenig übernächtigt und träumerisch ausah, als wenn er Mondschein geschwärmt hätte, „gestern Abend war der Arm zwar zugefroren, aber ich glaube nicht, daß er mehr als einzelne Leute getragen haben würde. Wie er heute ist, kann ich natürlich nicht sagen; denn, wie schon erwähnt, bei Tage darf man sich kaum in der Mitte der Insel zeigen, geschweige denn am Ufer. Aber ich glaube nicht, daß sie von drüben etwas unternehmen werden!“

„Glauben Sie“, entgegnete ich, „nun, dann verläuft die Nacht wohl ziemlich ruhig?“

„Wenn der Valerien nicht einen Zuckerhut herüberschickt, was auch manchmal vorkommt, es darf deshalb auch kein Licht angezündet werden, und wenn nicht —“ hier brach der Lieutenant plötzlich ab und sah mich mit einem ungewissen Blick an.

„Wenn nicht was? fragte ich aufhorchend.

Der Offizier trat dicht an mich heran und näherte seinen Mund meinem Ohre. „Es geht nämlich um!“ flüsterte er leise.

„Wer, was geht um?“ fragte ich, der ich noch nicht verstand.

„Dort“, sagte der Andere und zeigte auf das kleine Haus, „da drinnen geht es um, es spukt!“

„Alle Wetter!“ rief ich unwillkürlich lauter, als es vor sichtig war, und trat einen Schritt zurück, ungewiß, ob ich lachen oder mich ärgern sollte.

„Hi!“ warnte der spukfichtige Lieutenant, „glauben Sie mir, es ist so, irgend etwas ist nicht in Ordnung in dem Hause da. In dieser Nacht hat es geklungen wie ein leiser Schritt über mir, dann ist es geisterhaft die Wand herabgerutscht, etwas Kaltes hat mein Gesicht gestreift und es hat gekammert und gestöhnt dabei!“

„Na, na“, sagte ich und bewegte ungläubig den Kopf.

„Wahrhaftig, es war so“, betheuerte der Andere und machte jetzt noch ganz verängstigte Augen, dann, als ich schwieg und wohl ein wenig spöttisch ausah, fuhr er eifriger fort: „Wissen Sie, Herr Kamerad, so etwas ist eklig!“ Einer greifbaren Gefahr sehe ich gern in das Auge, aber das Unbestimmte, Unfaßbare, welches uns stets entgegentritt, wenn etwas Uebernatürliches in unser Leben eingreift, das irritirt die Nerven und läßt uns zittern. Ich gestehe Ihnen, ich war froh, als der Tag anbrach und bei einem unvorsichtigen Patrouillengang mir die feindlichen Kugeln um die Ohren pfliffen!“

Er sprach dies vollkommen ernst und mit Ueberzeugung, so daß ich eine spöttische Antwort die ich auf der Zunge hatte, unterdrückte und nur sagte: „Nun, ich bin begierig, ob auch mich der Spuk auffuchen wird. Jedenfalls seien Sie überzeugt, daß ich ihn gründlich beleuchten werde. Weshalb haben Sie das nicht auch gethan?“

„Aber, ich bitte Sie, es ist ja verboten, Licht zu machen!“

„Nah“, entgegnete ich, „ich werde schon Fürsorge treffen, daß Niemand das Licht bemerken soll!“

Da ich nun genügend orientirt war, schied mein Geistesfeher, wünschte mir bedeutungsvoll eine ruhige Nacht und ich war allein.

Die Dämmerung brach schnell herein. Ich revidirte noch einmal alle Vorichtsmaßregeln, instruirte, gab die Befehle für die Nacht aus, ordnete den Patrouillengang an, empfahl natürlich die größte Ruhe und besondere Aufmerksamkeit auf den todtten Seiner Arm, der mir vollständig zugefroren erschien, und begab mich dann in das kleine Haus, in welchem ein Zimmer für mich als Feldwacht habend reservirt war. Wenn ich sage: Zimmer, so ist das ein euphemistischer Ausdruck für ein Loch, das gewiß einmal ein Zimmer gewesen war. Alles war verrissen, beschmutzt, verwahrlost und in greulichem Zustande. Früher mochte es ganz behaglich gewesen sein, und ich gewann den Eindruck, als ob der Besitzer das kleine Haus nicht allein zum Zwecke des Angelns, Ruderns und Fischens sich in diesem entlegenen Winkel angebaut haben mochte. Doch das geht uns nichts an. Genug, es war im Augenblick scheußlich. Das ganze Mobiliar bestand aus einem wackligen Tisch und einem alten Lehnstuhl, an welchem der Ueberzug in Fetzen herabhing. In der Decke befand sich ein großes Loch, durch welches ein Gruß vom Mont Valerien hereingeflogen war, und ein spitzer Glasplitter über dem blinden Kamin, an der Längswand, bot einen schlechten Ersatz für den einstmal dort befindlichen Spiegel. Die Räume, in denen die Leute hausten, sahen nicht besser aus, und ich mußte lächeln, wenn ich an die Spuckgeschichte meines Vorgängers dachte. Das Gespenst konnte jedenfalls nicht sehr wählerisch gewesen seine. Ich kramte meine Lebensmittel hervor und veruchte zu lesen. Aber die Dunkelheit hatte früh begonnen, und ich sah mit Schrecken, daß das Licht nicht lange anhalten würde. Außerdem fror mich obgleich ich mich in meinem dicken Mantel eingehüllt hatte. Ich leerte die zweite meiner Weinflaschen und ging zu meinen Leuten, die sich niedergelegt hatten und resignirt zu schlafen veruchten. Auch hier, in der schauerhaften Luft, hielt ich es nicht lange aus, begab mich ins Freie, besuchte meine Posten und unterhielt mich mit diesen, so gut es ging. Dann kehrte ich zur Wache zurück, ließ die Patrouillen abgehen, empfing die zurückkehrenden, forschte sie nach allem Möglichen aus und war froh, wenn glücklich eine Stunde wieder vergangen war. Aber ach, wie langsam ging dies! Für eine Viertelstunde steckte ich das Licht wieder an und las, aber wie ein Geizhals löschte ich es aus, als ich sah, daß es schnell seinem Ende entgegen ging. Die dritte Flasche Wein mußte schließlich herhalten und dann, als es glücklich 11 Uhr geworden war, ich alle Kommandos hatte abgehen lassen, schob ich den Lehnstuhl an die Wand, setzte mich hinein, wickelte mich fest in den Mantel und hing meinen Gedanken nach. Merkwürdig, sie kamen stets auf die Spuckgeschichte zurück, und je mehr ich mir Mühe gab, an etwas Anderes zu denken, desto lebhafter beschäftigte das Gehörte meine Phantasie.

Schlusssatz.

# Eine Bergpartie in Japan.

Von Gertrude Eggert (Berlin).\*

[Nachdruck verboten.]

(Schluß.)

Nun kletterten wir unverdroffen weiter, über Steingeröll, tobe Asche und Lava, und psöghlich war die Welt unter uns im Nebel versunken, und wir schritten zwischen Wolken dahin. Und nun bot sich uns ein entzückender und eigenartiger Anblick dar. Zu untern Füßen wogte ein dichtes weißes Meer von Wolken, das von der untergehenden Sonne jart rosenfarbig überhaucht war und aus dem in der Ferne einige Bergspitzen emporragten. Vor uns thürmte sich in einsamer Größe der Fuji auf, und die übrige Welt schien verschwunden. Tiefer und tiefer senkte sich der Abend. Auf dem schmalen festgetretenen Wege stapften wir rüstig weiter und kamen nach der zweiten gleichfalls verlassenen Bude. Inzwischen war es aber schon so finstler geworden, daß wir die Hand vor den Augen nicht mehr sahen, und das Angstgefühl darüber, daß wir gar nicht mehr wußten, wo wir eigentlich gingen — denn die schmale Wegspur hatten wir ganz verloren, und die Ungewißheit, wann und ob wir überhaupt ein schützendes Obdach finden würden, trug auch eben nicht zur Belebung unserer Kräfte bei.

Endlich schimmerte uns ein Licht entgegen und machte unsern bedeutend gesunkenen Muth wieder steigen. Das Licht blieb nicht stetig; es schwankte hin und her, bald ganz nach rechts, bald wieder nach links, schien also von Menschenhand getragen zu werden. Der Schein kam näher und näher, und als uns der Träger der Laterne erreichte, theilte er uns mit, er wäre entsandt, uns zu holen, da man uns auf dem völlig kahlen Wege von oben natürlich längst bemerkt hatte. Auf diese angenehme Botschaft hin ging es mit erneuter Kraft weiter, und um dreiviertel auf elf waren wir endlich geborgen.

Die Hütte war in den Berg hineingebaut und dieser vernünftigen Einrichtung war es zu danken, daß sie nicht, gleich den zwei andern, ein Opfer des Winters geworden war. Ein lustiges Holzfeuer brannte im Innern, doch da der Rauch durch die einzige kleine Oeffnung, die im Dache gelassen war, nicht genügend abziehen konnte, füllte er den ganzen Raum an und beizte uns derart die Augen, daß wir sie erst schließen und einen Hustenansatz überwinden mußten.

Um das Feuer herum hockten japanische Pilger in ihren bräunlichen Kleidern mit der Perle schnur um Hals oder Hüften. Der ganze kleine Raum war durch einen Vorhang von dunkelblauem Haumwollensstoffe getheilt, und uns wurde nun großmüthig die eine Hälfte eingeräumt, während die andere für die Japaner blieb. Futongs\*) wurden auf die Erde gebreitet und wir konnten uns der ersichteten Ruhe hingeben. Da es uns nun aber nach den sehr heißen Tagen hier oben hoch über den Wolken sehr kühl vorkam, zogen wir unsere Mäntel an. Ich kam zunächst an die Wand zu liegen, dann mein Mann, und dann unsere beiden Begleiter. Die glücklichen Herren der Schöpfung waren im Handumdrehen eingeschlafen; nach einer längeren Weile fand auch ich den Schlummer, denn „dieses letzten Tages Qual war groß.“

Am andern Morgen erwachte man fröstelnd, und das Frösteln steigerte sich, als man hinaus in die frische Luft mußte, um sich zu waschen und so gut es gehen wollte, Toilette zu machen. Ein einziges kupfernes Schüsselchen diente als Waschbecken und einer nach dem andern bediente sich dieses primitiven Apparats. Dann kochte ich von dem mitgenommenen Kaffee, eine Manipulation, die von Seiten der Bergbewohner mit unverhohlenem Mißtrauen beobachtet wurde. Kondensirte Milch und Zucker hatten wir ebenfalls mitgebracht, und Kates ersetzte das Weißbrod. Uns ich zufällig von dem Frühmahle aufblickte, sah ich, wie unsere Wirtheleute neugierig den Kaffeefatz kosteten; er schien ihnen, ihren Gesichtern nach, nicht sonderlich zu munden.

Dann ging es weiter bergauf. Um ein Uhr etwa kamen wir an eine Stelle des Berges, die mit größeren Felsblöcken besät war, was das Steigen noch beschwerlicher machte. Dann stießen wir auf unsern deutschen Pastor aus Tokio, der auf dieser Seite thalabwärts steigen wollte, und um 2 Uhr endlich langten wir glücklich oben an.

Der Aufstieg hatte uns warm gemacht und oben war es bitter kalt, so daß wir zunächst uns in eine der dortigen Hütten flüchteten. Nachdem wir nun unser Mittagbrod — Ochsenchwanzsuppe, grüne Erbsen und Würstchen, natürlich Alles Konferven — eingenommen hatten, fühlten wir uns kräftig genug, den Rundgang um den Krater anzutreten. Dreiviertel Stunden brauchten

\*) Dicke Wattedecken, auf denen die Japaner schlafen.

wir dazu und hatten nach drei Seiten hin eine wundervolle Aussicht, sogar bis nach Kioto hinüber und nach dem Awafee. An einigen Stellen mußten wir ein bischen klettern, aber im großen und ganzen war der Weg doch recht bequem. Kleine Dampfwölkchen, die einigen Löchern, den Ventilen des Fuji, entstiegen, legten Stunde davon ab, daß noch nicht alle Gluth im Herzen des alten Berges erloschen war, und daß er wohl eines Tages, eben so gut wie der Bandaisan im Jahre vorher, die ahnungslosen Dörfer an seinem Fuße mit einem Regen von Feuer und Lava überschütten könnte. Die untergehende Sonne bescherte uns dann noch eine ganz merkwürdige Erscheinung: das Schattenbild des Fujiyamas auf einer hellen Wolkenwand, die im Osten stand. Der Durchmesser des Kraters mißt etwa 2000 Fuß. In zwanzig Minuten gelangt man bis auf seinen Grund, der aus Asche besteht und von kleinen Flußbetten durchfurcht wird.

Die Nacht auf dem Fujiyama, auf dem noch ewiger Schnee liegt, war bitterkalt, und frühmorgens um 4 Uhr schon wurden wir durch das Hin- und Hergehen der Pilger geweckt. Wir traten hinaus. Unter uns lag die Welt noch im Nebel und tiefen Schlummer, nur im Osten stieg zwischen einer Wolkenwand ein röthlich goldener Schein empor. Noch nie habe ich einen ähnlich grandiosen Sonnenaufgang gesehen. Es war, als steige die Sonne majestätisch mitten aus der graublauen, den ganzen Osten bedeckenden Wolke heraus. Die Pilger hatten schon vor uns Kenomino die Westspitze des Kraters auf dem höchsten Punkt des Berges erstiegen. Als dann die Morgenröthe am Himmel aufstieg und die sämtlichen Wolken immer tiefer zu erglänzen anfangen, schienen sie von dem Gefühle sehnsüchtiger Erwartung fast überwältigt, und sobald der Gluthball selbst hervortrat, knieten sie nieder, drehten ihren Rosenkranz, murmelten unablässig Gebete und beugten sich vor dem Sonnengott, der in hehrem Strahlenglanze aufstieg und bald die ganze schläfrige Welt zu seinen Füßen mit einem Meer goldiger Lichtwellen überfluthete. Als das schöne Schauspiel zu Ende war, traten wir unsern Heimweg an, doch warfen wir erst noch einen Blick nach jener Seite, die am Abend vorher in Nebel gehüllt gewesen war. Die junge, kräftige Morgensonne hatte inzwischen die Schatten und Wolken zerstreut, und das entzückte Auge konnte weit über die lachenden Fluren bis zu den fernern Hügelkette schweifen.

Der Abstieg ging rasend schnell vor sich. Die Asche lag fußhoch und um überhaupt von der Stelle zu kommen, lief man bergab, so schnell man konnte. Mich dünkt, wir hätten nur zwei bis drei Stunden gebraucht, um den kahlen Theil des Berges hinabzukeilen. Dann ging es durch herrlichen Laubwald, der uns nehmüthig an unser fernes Heimathland erinnerte, nach Kubashiri. Auch dort wurde kurze Rast gehalten, dann kam eine kleine Wagenfahrt, und nun blieb uns nur noch der Weg über die Bergkette die zwischen den Gatone-See und das flache Land gelagert ist. Glücklicherweise bekamen wir gleich vier Pferde und ritten nun los, die Herren jammernnd und wehklagend, denn der breite japanische Sattel ist für Europäer unendlich un bequem. Gegen 7 Uhr langten wir am See an und — o Freude! — unser Führer hatte Wort gehalten und lag mit seinem Boote noch da. Eine Viertelstunde später und er wäre nicht mehr zu finden gewesen, was uns noch einen zweistündigen Marsch um den halben See gekostet hätte.

So kamen wir gegen neun Uhr heim, froh, so viel Schönes gesehen zu haben, doppelt froh, daß wir unsere Lieben gesund wieder fanden, und das inzwischen die deutsche Post angekommen war, die uns Grüße brachte von den Eltern und Geschwiftern daheim. Grüße aus dem Vaterlande, zu dem uns die Sehnsucht doch immer wieder mächtig zieht.

## Allerlei.

**Das Baden in Japan.** In seinem Buche „Papiersmetterlinge aus Japan“ erzählt Dr. L. Netto allerlei Interessantes über das Baden in Japan, dem das Folgende entnommen ist: „Sittlichlich Reinhaltung des Körpers steht die japanische Nation, vom höchsten Würdenträger bis zum niedrigsten Kuli, allen anderen Nationen voran. Für das Bad ist in jedem besseren Hause Japans eine besondere Abtheilung vorhanden, während ärmere Leute sich eines öffentlichen Bades, deren es in Städten fast in jeder Straße eins giebt, bedienen. Bei der löblichen Gewohnheit auch des niederen Japaners, sich oft und zwar heiß zu baden, muß die Einrichtung des Bades so getroffen sein, daß man mit geringen Kosten sich ausbrühen kann, und sie ist in der That so einfach und praktisch, daß sie, etwas modifizirt, um den Ansprüchen der Feuerversicherung sowohl, als der europäischen überbüchsten Sittlichkeit zu genügen, auch für unsere Verhältnisse zu empfehlend wäre. In den Boden einer hölzernen Badewanne ist eine vertikale, unten durch einen Klotz geschlossene kupferne Röhre eingelassen. Einige in die Röhre geworfene glühende Holzstüben genügen, in ein bis zwei Stunden



Das Wasser so heiß zu machen, daß der Badende die Farbe eines gebluteten Krebses annimmt. Die Verbrennungsgase gelangen bei dieser Konstruktion allerdings in das Badezimmer, weshalb dasselbe möglichst durchsichtig angelegt sein muß, was bei der Konstruktion der japanischen Wohnhäuser, die der häufigen Erdbeben wegen, meist nur aus Holz, Papier und Strohmatte bestehen, auch in der Regel der Fall ist. Der Japaner badet im Wasser von 45 Grad Celsius (gleich 36 Grad Reaumur), einer Temperatur, die dem Europäer beim ersten Gebrauchserfahrungen die Zeiten der früheren Christenverfolgung vergegenwärtigt. Der Meinung, daß das oftmalige heiße Baden verweichliche, widersprechen Beobachtung und Erfahrung. Der Europäer steht in Japan mit Verehrung und Bewunderung, welche schwere Lasten die Kulis tragen, welche riesige Entfernungen sie im Dauerlaufe zurücklegen, in welcher jämmerlicher Kleidung, barfuß, in kurzen Baumwollhosen und Fächeln sie im Winter ihre Arbeit verrichten, wie hoch und niedrig selbst im Norden, wo der Schnee, wenn auch nicht kaus, so doch hüthenhoch liegt, in ihren papierlaternenartigen Zimmern nichts Anderes zur Heizung haben, als eine Handvoll Holzlohlen, wie schon die kleinen Kinder auf dem Rücken ihrer wenig größeren Geschwister mit nackten Füßen — die bei zufälliger Berührung einem den Eindruck wie Metallhülflinien machen — den ganzen Wintertag im Freien zubringen, wie die Leute im eisigen Wasser fischen oder nach Losortzeln graben, barfuß im Schnee stehen, auf bloßer feuchter Erde schlafen etc. Doch eine Achillesferse, wo ihn die Kälte überwindet, hat auch der Japaner, das ist — die Hand. Der Europäer, vielleicht mit Ausnahme des Italiener, kann an der Hand eine ziemliche Portion Kälte vertragen, scheut aber kalte und nasse Füße. Der Japaner kühlt sich mit nackten, eiskalten Füßen, auf den kalten Strohmatte liegend, behaglich, so lange er nur ein kleines Kohlenbecken vor sich hat, die Hände zu erwärmen; ja, er friert sogar in einem europäisch geheizten Zimmer, weil er da die Hände nicht so ausgiebig rösten kann, wie über einem Kohlenfeuer, und weil die Körperwärme in seinen faltigen Gewändern weniger zusammen gehalten wird, wenn er auf dem Stuhle sitzt, als wenn er die Beine, wie ein Taschenmesser zusammenschnappt und sich oben darauf setzt. Trotz des üblichen Kohlenbeckens würde bei kalter Witterung der Körper, außer im Bett, nie recht warm werden, wenn nicht das Bad den Ofen unserer Zimmereinrichtung in gewissem Grade ersetzte. Ist der Körper in dem heißen Wasser ordentlich durchgebrüht worden, so ist er auf mehrere Stunden ziemlich unempfindlich gegen Kälte, während ein laues Bad leicht Erfältung herbeiführen würde.

**Mark Twain**, der bekannte amerikanische Humorist, der durch das Falschment seines Verlegers um sein Vermögen gekommen, beabsichtigt, aufs Neue eine Vorlesungstour zu unternehmen, um für sich und die Seinigen den nötigen Lebensunterhalt zu verdienen. Dieser Tage hat er den amerikanischen Gerichten unter Eid und Erklärung abgegeben, daß er gegenwärtig nicht mehr einen Pfennig sein Eigentum nenne. Bei der Beliebtheit, der sich Mark Twain allgemein erfreut, dürfte es ihm nicht schwer fallen, bald wieder in bessere Verhältnisse zu kommen.

**Ewige Jugend.** In einem Blatte finden wir folgende Mitteilung: „Fäulein W...“, welche bei ihrem vorjährigen Gastspiele ungeheilten Weirall erntete, soll mit Beginn der nächsten Saison als erste Liebhaberin lebenslanglich engagiert werden.“

**Wissenschaftliche Expedition.** Aus Eberswalde wird gemeldet: Professor Romann von der hiesigen Forstakademie hat in Begleitung des bekannten Malers Friedrich Nath (Berlin) und des Lieutenant Schmadenberg eine Expedition nach dem nördlichen Finnland und der Eismerküste angetreten. Die Forschungsreise, welche von der deutschen und der russisch-finnischen Regierung lebhaft unterstützt wird, soll namentlich Aufklärung über die Entstehung der nördlichen Eissteppen (Tundren) zu gewinnen suchen. In Aussicht genommen ist ein längerer Aufenthalt im finnischen Central-Gebirge und am inleichen, 1421 qkm großen Inare-See, in den noch kaum bekannten, nur von Lappländern mit ihren Renthierherden durchzogenen, innerhalb des Polarkreises liegenden Gebieten des höchsten Nordens von Europa. (Preuß. St. u. Vdt.)

**Welches ist der größte Wald der Welt?** Man glaubte bisher, daß die Wälder in den Provinzen von Quebec und Ontario die größten der Welt seien; sie messen 2700 Km. in der Länge und 1000 Km. in der Breite. Aber das Thal des Amazonasstromes hat Wälder aufzuweisen von mindestens 3200 Km. Länge und über 2000 Meter Breite. Und im Centrum Afrikas sollen Wälder existieren von 4800 Km. Länge und noch unbekannter Breite. Und schließlich sollen auch in Sibirien gewaltige Waldungen existieren.

### Vom Büchertisch.

In dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher, Broschüren etc. angezeilt. (Besprechung nach Auswahl vorbehalten.)

#### Meyers Konversations-Lexikon, Band IX.

— Der Friede von Simonsaki (zwischen Japan und China) wurde 17. April 1895 unterzeichnet und bestimmte, daß China die Unabhängigkeit Koreas anerkennen, die Insel Formosa nebst den

Fischerinseln und die Halbinsel Piao-lung bis zum 40. Breitengrad an Japan abtreten, ferner eine Kriegsschädigung von 200 Mill. Tael in Silber in sieben jährlichen Raten zahlen und eine Reihe von wichtigen kommerziellen und industriellen Zugeständnissen machen, auch drei weitere Häfen öffnen solle; diese letzteren Zugeständnisse sollten auch den anderen Nationen, nicht bloß Japan, zu gute kommen; endlich solle nach Ratifikation des Friedens ein Handels- und Freundschaftsvertrag zwischen Japan und China abgeschlossen werden. So hatte es Japan in einem verhältnismäßig kurzen Kriege durch die außerordentlichen Leistungen seiner Streitkräfte, besonders seiner Flotte erreicht, daß es in Ostasien eine herrschende Stellung besaß. Allerdings erregte dieselbe die Eifersucht der europäischen Mächte, namentlich Englands, dem sich Deutschland und Frankreich angeschlossen; ja sie rief sogar den Widerspruch gegen den Frieden von Simonsaki hervor.

Was gerade an „Meyers Konversations-Lexikon“ so oft als rühmend hervorzuheben wird: daß die Herausgeber mit erstaunlichen Scharfsicht den großen Zeitereignissen auf Schritt und Tritt folgen, geschichtliche Thatsachen mit bewundernswerther Schnelligkeit fixieren, wird durch den Artikel „Japan“, welchem wir die vorstehenden Schlussworte entnehmen, zum unumwandeligen Beweis. Ein wahres Rabinettstück lexikographischer Darstellungs Kunst, gewährt dieser Artikel auf 22 Seiten Text mit Unterstützung einer prächtigen Karte von Japan und Korea eine erschöpfende Uebersicht über die Geographie wie über die geschichtliche und kulturelle Entwicklung des japanischen Reiches, das gegenwärtig im Vordergrund des Tagesinteresses steht. Ueberhaupt umfaßt der soeben zur Ausgabe gelangte neunte Band des neuen „Meyer“ eine größere Anzahl zeitgemäßer, geographisch-geschichtlicher Artikel, die seinen Inhalt auf das wertvollste bereichern. Wer sich für deutsche Kolonialpolitik interessiert, dem sei die Lektüre des Artikels „Kamerun“ empfohlen. Wir begegnen unter diesem Stichwort thatsächlich der ersten ausführlichen Darstellung unserer westafrikanischen Schutzgebiete, die durch eine neue Spezialkarte trefflich erläutert wird. Neben diesen Artikeln kennzeichnen den heutigen Stand unserer geographisch-geschichtlichen Kenntnis auch die mit ausgezeichneter Klarheit geschriebenen Beiträge über Irland, Italien (mit Statistik), über Jerusalem und Kanada.

Les extrêmes se touchent! Ein gewisses Gepräge erhält der gegenwärtige Band durch die umfassend und gründlich gehaltenen Artikel „Juden“ (dem diesmal eine gediegene anthropologisch-ethnographische Einleitung vorausgeht) und „Jesuiten“, letzterer mit einer klaren Darlegung der Organisation, Geschichte und Ausbreitung des Jesuitenordens und mit einer scharfen Beleuchtung des wachsenden Einflusses des Jesuitismus in der Gegenwart. — Auf litterarhistorischem Gebiet beschäftigt sich eine sehr lesbare Arbeit mit der italienischen Litteratur, der neue Artikel „Junges Deutschland“ entspricht der gegenwärtigen Anschauung. Kleine biographische Meisterwerke von prägnanter Kürze und mit reichhaltigen Litteraturangaben versehen sind die Beiträge über Viktor Hugo, Humboldt, Ibsen und Kant. — Dem vielseitigen Inhalt des neuen Bandes sind besonders auch zahlreiche Artikel aus den Gebieten der Volkswirtschaft und der Rechts- Staatswissenschaften eigen, es mögen daraus nur hervorgehoben sein die zeitgemäßen Erörterungen über Kapital, Kartelle, Jugendliche Verbrecher, Innere Kolonisation, Invalidentätversicherung. Von lobenswerther Objektivität und erschöpfender Darstellung zugleich zeugt der Aufsatz „Inuere Mission“. — Die Heilkunde vertritt ein ganz neuer, grundlegender Artikel über Hypnotismus.

Zu den textlichen Vorzügen gesellt sich im „Meyer“, wie herkömmlich, die unübertreffliche illustrative Ausstattung, die einen wirklichen Triumph unserer heutigen Illustrationstechnik bedeutet. Dabei gewinnt man aus jedem Band die Ueberzeugung, daß die Verwertung des illustrativen Elements nicht als nebensächlich gedacht und behandelt, sondern daß das letztere mit außerordentlichem Geschick und feinem Verständnis überall da zur Anwendung gebracht wird, wo das Wort der Erläuterung durch bildliche Anschauung bedarf. Man wird also den illustrativen Teil von „Meyers Konversations-Lexikon“ nach wesentlich andern Gesichtspunkten zu beurteilen haben, wie diese sonst bei der Betrachtung von Bildwerken in Frage kommen. Nicht auf eine auf äußeren Effekt berechnete Sammlung von „Bildern“ ist es abgesehen, sondern was uns „Meyers Konversations-Lexikon“ bietet beruht im Gegenteil auf einem wohlüberdachten, nach streng sachlichen Gesichtspunkten entworfenen Plan, zu dessen Ausführung es des ersten Zusammenarbeitens wissenschaftlicher und künstlerischer Kräfte, sehr oft mühevoller Vorbereitung und Einzelstudien bedurfte. Der Bilderreichtum des neunten Bandes gewährt auch hierfür einen trefflichen Beleg. Neben einer reichen Anzahl klar und instruktiv gehaltener Text-Illustrationen überraschen den Beschauer die Farbendrucktafeln zu den Artikeln „Insektenfressende Pflanzen“, „Sohn“, „Sund“, durch vollendete Zeichnung und wunderbare Naturtreue; dasselbe gilt von den Bildertafeln „Indische Kunst“ — „Japanische Kunst“ und von der ethnographischen Tafel „Indianische Kunst“. Die Uniformtafeln werden fortgesetzt durch die Tafeln „Infanterie“ und „Jäger, Schützen, Pioniere“. Als eine neue Errungenschaft auf dem Gebiete der graphischen Kunst darf eine Anzahl in Farbendruck ausgeführter Textfärbungen, wie „Seland“, „Solohama“, „Kanton“ u. a., bezeichnet werden.

Verantw. Redakteur: Dr. Walther Gebensleben. Notationsdruck und Verlag von Otto Fischele Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.